

Mythen und Fakten zum Surbtaler Doppeltürhaus

Der Lengnauer Kulturpublizist Roy Oppenheim meldet sich auf den folgenden Zeilen in einer Entgegnung auf einen Vortrag von Kunsthistorikerin Edith Hunziker zu Wort.

Im guten Bericht von Thomas Färber über die GV des Vereins «Doppeltür» letzter Woche wird über ein Referat von Edith Hunziker, die Kunsthistorikerin, zuständig für die Inventarisierung der Kunstdenkmäler des Kantons, berichtet. Frau Hunziker bezweifelt in einem in Lengnau gehaltenen Vortrag die Funktion der Doppeltürhäuser; die Geschichte sei mehr Mythos, Legende als Fakt. Dabei bezieht sie sich auf eigene Forschungen und auch auf ein 2009 erschienenes Buch von Alexandra Binnenkade (KontaktZonen – Jüdisch-christlicher Alltag in Lengnau).

Dazu folgende Argumente. Ein Merkmal der beiden «Judendörfer» Endingen und Lengnau sind die Dutzenden von Häusern mit zwei aneinanderliegenden separaten, identischen Eingängen. Noch heute können Sie diese besichtigen. Das ist keine Legende und kein Mythos, sondern sichtbare Realität.

Mündliche Überlieferungen

Schon im 19. Jahrhundert hat man die christlichen und jüdischen Ortsbürger in den beiden Dörfern befragt, wie diese Doppeltürhäuser entstanden sind. Ich selber habe in den 60er- und 70er-Jahren des 20. Jahrhunderts noch lebende jüdische und christliche Ortsbürgerinnen und Ortsbürger in Endingen und Lengnau zum Thema interviewt. Auch haben die bekannte Historikerin Florence Guggenheim-Grünberg schon um 1930, der Historiker Franz Laube, der bekannte Arzt und Historiker Karl Weibel aus Endingen (Standardwerk «Endingen 798-1998») im 20. Jahrhundert Untersuchungen vor Ort durchgeführt. Alle Untersuchungen kommen zum gleichen Ergebnis: Die Doppeltürhäuser sind Ausdruck gelebter Lebenswirklichkeit und keine Erfindung oder «Mythen».

Nachgewiesen ist, dass sich erste jüdische Familien um 1630 – also während des Dreissigjährigen Krieges – in Endingen niederliessen. Ab 1639 mussten die Juden alle 16 Jahre einen neuen Schutzbrief erwerben. Ca. 1750. Die Tagsatzung von Baden beschloss mit Hilfe des Landvogts zu Baden, die Juden der Alten Eidgenossenschaft in den Dörfern Endingen und Lengnau – in der Mitte zwischen Zurzach (Messeort) und Baden (Badeort) – zwangsanzusiedeln. Am 5. August 1776 wurde das Judenmandat abgefasst. Darin wurde schriftlich festgehalten, dass trotz der neu zugewanderten Juden die Zahl der Häuser nicht erhöht oder erweitert werden dürfe. Zudem wurde im Schirmbrief festgehalten, dass «Juden und Christen nicht unter einem Dach» zu wohnen haben. Allerdings wurde diese Anweisung für die «Konvivenz» (Zusammenleben im gleichen Haus) im Schirmbrief von 1792 mit Einwilligung des Landvogteiamts gestattet.

Massive Einschränkungen

Die generellen Restriktionen waren gravierend, insbesondere auch im neuen «Judengesetz» von 1809: Juden durften weder Land noch Häuser besitzen oder eigene Häuser bauen; auch durften sie weder als Handwerker noch als Knechte oder Bauern tätig werden. Die katholische und teilweise protestantische Bevölkerung der beiden Dörfer musste mit dieser Bürde fertig werden (damals gab es noch keine demokratisch legitimierten Befragungen und Abstimmungen). Pragmatische Lösungen waren gefragt.

Fast die Hälfte der Einwohner war bald einmal jüdisch. Wie und wo sollten die Juden wohnen? Das Erstaunliche: Im Unterschied zu anderen Orten und Ländern wurden im Surbtal keine Ghettos errichtet, indem man Juden ein besonderes Dorfviertel als Lebensraum zuwies.

Man suchte innovativ einen anderen Weg, um die Zugezogenen unterzubringen: Die christliche Bevölkerung gestattete schliesslich den Juden, sich in ihren Häusern einzumieten. In der damaligen Zeit war es unmöglich, sich ein Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Konfession oder Religion in den gleichen Räumen und im gleichen Haus vorzustellen (das war damals auch zwischen Katholiken und Protestanten undenkbar). Die einzige Lösung: Die (christlichen) Hausbesitzer bauten ihre Häuser um oder erweiterten sie im Laufe der Jahrzehnte. Daraus sind Wohnungen für Christen und Wohnungen für Juden entstanden, sogenannte Doppeltürhäuser, Seite an Seite.

Jede Familie mit einer geschützten, eigenen Privatsphäre.

Eine sinnvolle Lösung

Da man bis heute nur Angaben über die Besitzverhältnisse, nicht aber über die Mietverhältnisse kennt, sind kaum Informationen über die Religionszugehörigkeit der Mieter und Mieterinnen zu finden. Sowohl die Buchautorin Alexandra Binnenkade als auch Edith Hunziker leiten ihre Thesen zu den Doppeltürhäusern von Angaben über die Hausbesitzer, nicht aber von Angaben über die Hausbewohner ab. Die meisten jüdischen Bewohner waren schon aus rechtlichen und finanziellen Gründen in der Frühzeit nicht in der Lage, einen eigenen Hausteil zu erwerben. Sie konnten sich lediglich eine Wohnung mieten. Dies änderte sich erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als sich langsam die Emanzipation (ab 1866) abzeichnete. Doppeltürhäuser ergaben somit durchaus Sinn.

Die Hausbesitzer, nicht aber von Angaben über die Hausbewohner ab. Die meisten jüdischen Bewohner waren schon aus rechtlichen und finanziellen Gründen in der Frühzeit nicht in der Lage, einen eigenen Hausteil zu erwerben. Sie konnten sich lediglich eine Wohnung mieten. Dies änderte sich erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, als sich langsam die Emanzipation (ab 1866) abzeichnete. Doppeltürhäuser ergaben somit durchaus Sinn.

Weder Legende noch Mythos

Wer die zahlreichen Untersuchungen, etwa jene von Florence Guggenheim-Grünberg, Augusta Weldler-Steinberg, Ralph Weingarten, Karl Weibel, Franz Laube, Jacques Picard und anderen, sorgfältig analysiert, kommt zum eindeutigen Schluss: Die Konvivenz, das jüdisch-christliche Miteinander, war weder Legende noch Mythos, sondern Tatsache.

Bleiben wir dennoch einen Moment beim Thema der Legende. Jeder Historiker, jede Historikerin weiss, dass auch Legenden oder Mythen zu einem Teil der Wirklichkeit werden können und oft die Welt verändert haben.

Ich erinnere mich an Prof. Marcel Beck, Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an der Universität Zürich. Er rüttelte an den zwei stabilsten Stützen des schweizerischen Staatsgedankens, als er – wissenschaftlich untermauert – darlegte, dass der historische Rütli-Schwur der schweizerischen Urkantone am

Urnsee im Jahre 1291 keineswegs die Gründung der Eidgenossenschaft belege und der legendäre Freiheitskämpfer Wilhelm Tell mit Sicherheit nie gelebt habe.

Auch Friedrich Schiller, dem wir das Drama von Wilhelm Tell verdanken, hat bekanntlich nie die Schweiz besucht und vor Ort Geschichtsforschung betrieben. Dennoch hat er das helvetische Selbstverständnis bis heute nachhaltig geprägt.

Erfolgreiches Miteinander

Ohne Zweifel sind Doppeltürhäuser, bewohnt von Christen und Juden, in der jüdisch-christlichen Geschichte von Endingen und Lengnau einzigartig. Sie sind ein positives Beispiel geglyckter Segregation und zudem eine pragmatische Lösung in schwieriger Zeit. Die Doppeltüren sind inzwischen zu einer Metapher für das erfolgreiche Miteinander verschiedener Ethnien und Religionen geworden, das weit über die Region und die Grenzen unseres Landes hinaus Menschen fasziniert.

Vielleicht wäre es angebracht, die positiven Aspekte dieser Geschichte in den Vordergrund zu stellen, in einer Zeit, in der wir immer wieder schmerzlich an die tragischen Aspekte der jüdisch-christlichen Symbiose in der europäischen Geschichte erinnert werden. Machen wir dieses Kapitel nicht schlechter als es wirklich war. Das zurzeit entstehende Vermittlungsprojekt «Doppeltür» lebt und hat Zukunft.

